

Deutsches Schrifttum.

Unabhängige kritische Monatschrift.

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar.

15. Jahrgang

Nr. 7

Juli 1923

Der Tendenzroman.

Da unsere Zeit eine erhebliche Anzahl von Tendenzwerken, vor allem Tendenzromanen, hervorbringt und das Publikum, sobald es sich um völkische (nationale) Tendenzen handelt, von undeutscher Seite an dem Werte solcher Bücher irre gemacht wird, muß einmal Klarheit geschaffen werden. Grundsätzlich: eine schriftstellerische oder dichterische Arbeit mit nationaler, also aufbauender Tendenz ist vom nationalen, d. i. vom deutschen Standpunkt gut zu heißen, selbst wenn das Werk einige ästhetische Mängel aufweist. Dann ist eben das nationale Moment und nicht das ästhetische das Wesentliche und der Kritiker hat sich von vorneherein anders einzustellen. Damit ist aber keineswegs dem Satz gehuldigt, daß der Zweck die Mittel heilige. Ästhetisch unmögliche Mittel sind nicht zu dulden. Wir halten vielmehr fest: Tendenz und Tendenz ist zweierlei. Die nationale ist immer eine dem Staat und Volkstum nützende, aus letzterem auch natürlich erwachsende, somit a priori berechtigt, die internationale oder antinationale eine zerstörende und deshalb a priori unberechtigt. Die kritische Ablehnung der ersten stammt bekanntlich von Juden und Judengenossen (die übrigens in ihrer Weise für ihre Zwecke garnicht tendenziös genug arbeiten können) oder von Angstmeiern, die eine gewisse Deutlichkeit nicht vertragen wollen. Unsere Gegenwart hat einige sehr brauchbare, mit Recht weit verbreitete völkische Tendenzromane gezeitigt, und wir haben als völkische alle Ursache (um nur wenige Beispiele herauszugreifen), für Arthur Dinters „Sünde wider das Blut“ und „Sünde wider die Liebe“, für Erich Kühns „Rasse“, die Romane Fritz Halbachs oder der Jutta Lebens und ähnliche mit Nachdruck einzutreten.

Alle Zeiten, namentlich aber die aufgeregten, fauligen Niedergangszeiten haben den um das Wohl der Volksseele besorgten, schriftstellerisch begabten Persönlichkeiten Stoff zur Satire, Anklage und Predigt gegeben. Bei ihrem Schaffen ist es nie so sehr auf die poetische Höhe als auf die Deutlichkeit der Sprache, die Gewandtheit der Darstellung, die Eindringlichkeit des Ausdrucks und die Wahl der Mittel, in die Breite zu wirken, angekommen. Ist eine bestimmte ästhetische Höhe erreicht, um so besser. Bemächtigt sich einmal ein echter Dichter einer dringenden Zeitfrage — z. B. in einer Zeit völkischer oder politischer Not — und gestaltet er sie (was im allgemeinen ja nicht in seinem Berufe beschlossen liegt) tendenziös, dann kommt gewiß etwas ästhetisch höher zu Bewertendes heraus, als wenn eine mehr nüchterne, rein publizistische veranlagte Schriftstellernatur mit vorwiegend praktischen Erwägungen an die Arbeit geht. Der reine Dichter stellt sich selten in den Dienst seiner Zeit und Zeitgenossen; er hat ja viel Größeres als die Zeitnöte, er hat das gesamte Leben seines Volkes, das ewige, den Charakter des Volkes im Ringen mit den höchsten Problemen zu gestalten. Darum bleibt es im allgemeinen der wesentlich schriftstellerischen und publizistischen Begabung vorbehalten, tendenziös, das heißt zu einem, sagen wir, augenblicklichen Zwecke zu arbeiten.

Es hieß früher einmal an dieser Stelle (in einem Aufsatz über den Unterschied von Dichter und Schriftsteller), daß der Schriftsteller Ideen zu gestalten habe, und daß es seine vornehmste Aufgabe sei, sie in die ihm bestmögliche Form zu gießen. Dabei würde es ihm oft (z. B. Herder) zum tragischen Geschick, daß er, mit der jeweiligen Form unzufrieden, bis zum Tode immer von Neuem umgestaltend schaffen müsse und sein Werk in der für sein Volk wirkungsvollsten Fassung unter Umständen erst sehr spät zur Wirkung, das heißt ans Publikum bringe. In jenem Aufsatz war, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausschließlich an den höchsten Typus Schriftsteller, an den originalen Ideenentwickler, den theoretischen Anreger großen Stils gedacht. Hier aber soll lediglich dem Tendenzschriftsteller der engeren Zeit, dem mit einer besonderen Erzählergabe ausgestatteten Schriftsteller geringeren Ausmaßes, dem es, bei politischer Leidenschaft und realpolitischer Erkenntnis, notwendig um die schnellstmögliche Wirkung zu tun ist, Rechnung getragen werden, es soll ihm, der nicht, wie der Schriftsteller größten Stils, Zeit und Muße hat zum Schaffen, das Recht eingeräumt werden, mit Hilfe seines Unterhaltertalentes und positiven Wissens lebenswichtige Fragen seiner Lage (rassenhygienische, nationalpolitische, soziale, volkswirtschaftliche, ethische, pädagogische) in die ihm am brauchbarsten erscheinende Form einzukleiden. Ein solcher Tendenzschriftsteller darf auch ruhig „einseitig“ sein; denn es liegt ja im Wesen der Propaganda die Einseitigkeit. Er darf, ja, er muß „radikal“ sein, denn nützen kann man angesichts der bekannten Hamletfrage nur, wenn man das Übel an der „Wurzel“ aufzeigt und anpackt.

Die Literaturgeschichte enthält genügend treffliche und trefflichere Dichter-Schriftsteller, deren Werke als Tendenzwerke höheren Grades zu bezeichnen wären. Wir denken an Sebastian Brant, Thomas Murner, Johann Fischart, J. M. Moscherosch, Johann Laurenberg, an die gesamten Humanisten der Dunkelmännerbriefe und viele kleinere. Der rein poetische Gehalt ihrer Werke ist zuletzt doch gering, oft gleich Null, ihr kulturhistorischer Wert größer als der dichterische. Kulturhistorischen Wert wird überhaupt jede Tendenzschrift, da es sich um sehr ausgesprochene Zeitwerke handelt, einmal behalten. Ob es damals die Form des epischen Gedichts, heute die des Romans oder Bühnenstücks ist, ist ziemlich belanglos; diese kann so gut wie jene mehr oder weniger poetisch durchwirkt sein, je nach der dichterischen Veranlagung des Verfassers, nach der Kraft des Gestaltens in ihm. Bei manchen jüngeren Erscheinungen (nach der Reformationszeit) wird die Gestaltungskraft wieder stärker, sodaß man oft kaum noch von „Tendenz“ sprechen möchte. Man denke an Grimmelshausen, an Pestalozzi, vor allem aber an Jeremias Gotthelf, den großen Schweizer, den realistischen Volksdarsteller, den ernststen Gestalter mit dem unerbittlichen Gesetz der Wahrhaftigkeit in sich, der eben doch Dichter war im ganzen Sinne, trotz aller Predigt und „Tendenz“. Ausgesprochene Tendenz- und Zeitdichter,

besser Zeitdiener waren dagegen Lessing, der Mann der Aufklärung („*Emilia Galotti*“ und „*Nathan der Weise*“ sind sicherlich Tendenzwerke), und die Männer des jungen Deutschlands, wie Gutzkow, Laube u. a., die ihr Schaffen den politischen und sozialen Zeitideen opferten. Die soziale und Anklageliteratur des Auslandes hat ja auch eine Reihe bedeutsamer Werke aufzuweisen; erinnern wir nur an Voltaire und Rousseau, an Dickens und Thackeray, an Tolstoi und Gorki. Doch wie an diese, können wir auch an einige neuere Deutsche wie Wilhelm von Solenz oder Emil Rosenow den strengsten ästhetischen Maßstab unbedenklich anlegen. Hier handelt sich eben um die Zwischengattung des Dichter-Schriftstellers, der Schriftstellernatur mit dichterischen Qualitäten. In ruhigen Zeiten ist es natürlich für jede nationale schaffende Persönlichkeit leichter als in erschütterungsreichen, sine ira et studio, mehr mit verhaltener als offener Leidenschaft zu wirken. In einer Zeit aber wie der jetzigen läßt sich der Zorn nicht immer leicht zügeln. Dann überdönt die Anklage den poetischen Klang, das grellere Licht verzehrt die weichen Farben. Erscheinungen wie die anfangs genannten sind dann einfach erklärlich, vom nationalen Standpunkte zu begrüßen und vom ästhetischen nicht zu verdammen, selbst wenn sie nicht einmal durchweg auf der Stufe der erwähnten Alten stehen.

Oft wirft man nun ein, diese Tendenzschriftsteller (die alten Tanten natürlich gräßlich auf die Nerven fallen) arbeiteten mit verabscheuungswürdigen und unvornehmen Mitteln. Ein objektiv verbindliches Merkmal dafür, was verabscheuungswürdig und unvornehm ist oder das Gegenteil, gibt es wohl nicht. Aber sicher ist doch, daß Persönlichkeiten, die ihrem Volke, dessen Schäden sie erkannt haben, aus völkischer Liebe helfen wollen, eines unlauteren Motivs und zweifelhafter Mittel nicht verdächtigt zu werden verdienen. Und sicher ist doch auch, daß man einem mit Blindheit bedrohten Volke nur helfen kann, wenn man es derb anzupacken und vom Abgrund wegzureißen wagt, wenn man den radikalen Starstich riskiert, ehe alles zu spät ist! Besser die Wahrheit, die gesagt werden muß, aufdringlich gesperret und fett gedruckt als zu schwach und zart. Besser grelles Rot als rosiges Licht, worin Schwächlinge die Welt zu sehen wünschen.

Selbst wenn ein Tendenzroman arg konstruiert erscheint, und Figuren und Vorgänge immer wieder auf einen einzigen, den Punkt hinführen — bis zu einer oft geradezu hypnotischen Wirkung — selbst dann noch wäre er nützlich und berechtigt zu heißen, wofür er nur seine aufklärende Wirkung tut.

Zuletzt noch Eines: das übliche abfällige Geschwätz, von Judenzungen übernommen, namentlich das gänzlich unbegründete Urteil von „dem ganz miserablen Stil“, z. B. in den Dinterschen Büchern, sollte angesichts der zwingenden Tatsache verstummen, daß gerade diese Bücher eine Riesenaufgabe erlebt und damit ihre Notwendigkeit und ihre Kraft erwiesen haben. An Aufklärungsarbeit haben sie auf alle Fälle mehr geleistet als tausend Redner zu leisten vermögen. Und das ist doch etwas!

Dr. H. S. Ziegler.

Schiller über die Sendung Moses

In den prosaischen Schriften des großen Dichters, die eine Anzahl von Abhandlungen über Kunst, Ästhetik, Geschichte und Philosophie enthalten, finden wir einen Aufsatz, der den oben genannten Gegenstand betrifft. Er ist überaus fesselnd geschrieben und hat den hohen edlen Gedankenflug, den wir in allen seinen Werken bewundern. Diese kleine Schrift ist auch kennzeichnend für die Begeisterung, mit der Schiller jede heroische Gestalt ansieht und beurteilt.

Es ist ein schönes Vorrecht des Poeten, seinen heldenhaften Gegenstand in den Olymp zu erheben. Es wird aber stets ein Wagnis bleiben, wenn in einer geschichtsphilosophischen Abhandlung der Historiker vom Dichter fortgerissen wird. Das lehrt uns auch dieser kleine, an sich so gehaltvolle Aufsatz des

damals noch jugendlichen, dreißigjährigen Dichters. Die Tatsache, daß Moses den erhabenen Gedanken von der Einheit Gottes unter den Hebräern vollstümlich gemacht hat, erfüllt die deutsche Dichterseele mit einer Begeisterung, die in keinem Verhältnisse steht zur Verdienstlichkeit der mosaïschen Tat. Diese Begeisterung geht soweit, daß Schiller selbst da, wo er durch eigene Schlussfolgerungen auf die unverkennbaren Blößen seines Helden stößt, sichtlich bestrebt ist, zu zeigen, daß Moses seiner besonderen Sendung gemäß nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat.

Man wird mit dem Verfasser völlig einverstanden sein, wenn er einleitend sagt: „Die Gründung des jüdischen Staates durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat.“ Man wird sich aber sogleich besinnen müssen, wenn Schiller hinzufügt, daß es ohne die Religion der Hebräer kein Christentum und keinen Islamismus gegeben hätte. Mit viel größerem Rechte wäre dagegen anzuführen, daß es keine mosaïsche Religion gegeben haben würde, wenn Moses nicht den außerordentlichen Vorzug genossen hätte, in die hohe Priesterschule auf Heliopolis zu gelangen. Doch nicht darum handelt es sich, sondern um den Kern der Abhandlung, der darin liegt, daß Schiller es als das unsterbliche Verdienst Moses ansieht: die Einheit Gottes in den Mittelpunkt seiner Gesetzgebung gestellt und als Erster vollstümlich gemacht zu haben. Auf diesen rein äußerlichen Umstand baut der Dichter seinen Dithyrambus auf und gelangt damit zu der lähnen Auffassung, als sei es Moses zu danken, daß der monotheistische Gedanke die Welt erobert hat. Sagt doch Schiller selbst: „Aus diesem Standpunkte betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen.“ Und dann fährt er fort: „Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation (!) kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen.“

Hier spricht der große edle Geist, als den wir unsern Schiller verehren. Es spricht der Mann, der immer bereit stand, zu fechten und zu kämpfen, wenn die Wahrheit in Gefahr stand, mißdeutet zu werden. Worin aber liegt in diesem Falle die Wahrheit?

Betrachten wir den historischen Entwicklungsgang, wie ihn der Verfasser selbst dartut und versuchen wir, soweit es dieser Rahmen gestattet, in das Wesen jener denkwürdigen Begebenheit einzudringen. Was sehen wir vor allem andern? Ein Merkmal, das wie ein roter Faden die ganze jüdische Geschichte durchzieht. Wir sehen, daß dieses Volk schon zu einer Zeit, wo es noch als patriarchalisches Hirtenvolk im nordöstlichen Ägypten hauste, es verstanden hat, den Abscheu und den Haß seines Wirtsvolkes auf sich zu laden. Die Verfolgung und Bedrängnis, die es erdulden muß, erreicht den Höhepunkt, als Pharao den grausamen Befehl erteilt: Es mögen alle jüdischen Säuglinge männlichen Geschlechtes getötet werden . . . Auf wunderbare Weise entgeht Moses dem Tode . . . Die Mutter bettet den Säugling in eine Kiste und setzt ihn an jener Stelle des Schilfwassers aus, wo die Königin ihr Bad nimmt . . . Diese erbarmt sich des Kindes, nimmt es als das Ihrige an, überläßt es aber gerne der Mutter, für die Wartung des Säuglings zu sorgen . . . Als herangereifter Jüngling tritt der königliche Adoptivsohn in den Priesterorden zu Heliopolis . . . Durch eine lange Reihe von Jahren wird er dort in die Geheimnisse der heiligen Tiere, in die Philosophie der Symbole und Hieroglyphen und in die altägyptischen Mysterien eingeweiht. Er erlernt dort alle priesterliche Weisheit, das ganze Innere und Auf der Zeremonien, alle Künste und Zaubereien, die die Verfasszeit mit sich gebracht hatte, und nicht zuletzt die ägyptische Staatskunst! . . . Als echter Sohn seines Volkes verliert er aber in keinem Augenblick die Verbindung mit seinen Hebräern . . . Was unter gleichen Verhältnissen irgend ein anderer getan hätte, Moses tut es nicht . . . Er ist der unverfälschte Sohn seiner Rasse . . . Mit Feuereifer nimmt er alle fremde Bildung und Wissenschaft in sich

auf . . . Nicht um ihrer selbst willen, nicht um etwa dem ägyptischen Priestertum zu dienen . . . Nein! Alles was er gesehen, gelernt und erfahren hat, soll seinem Volke dienstbar gemacht werden . . . In welchem Maße er sich mit dem hebräischen Schicksal, das zu jener Zeit gewiß kein beneidenswertes war, eines fühlte, beweist der Umstand, daß er den ägyptischen Fronvogt, der einen Hebräer mißhandelt hatte, kurzerhand tötet . . . Der Todesstrafe zu entgehen, flüchtet er sich in die arabische Wüste; und was ihn von jeher bewegt und erfüllt hat: die Sorge um den Bestand und die Wohlfahrt seines Volkes, hier, in der Abgeschiedenheit, wird es ihm als Befreiungsgedanke zur Lebensaufgabe.

Er will sein Volk erhöhen, er will in ihm das Selbstbewußtsein wecken, er will den jüdischen Staat, die jüdische Macht! Das vor allem! Wenn er seine Gesetzgebung auf religiöse Gebote stützt, wenn er die Einheit Gottes predigt, so ist es ihm zunächst gar nicht um die Religion zu tun. Das alles ist ihm nur Mittel zum Zweck, wie Schiller selbst zugeben scheint. Moses will den jüdischen Staat, will sein Volk wehrhaft machen und aus den ägyptischen Banden befreien . . . Weil ihm das aber bei der völligen Mutlosigkeit und bei der Abgestumpftheit, in der sich das bedrückte Judentum befindet, aussichtslos erscheint, so will er es vorher aufrichten durch den Glauben.

Und nun folgt das für alle Zeiten Denkwürdige der mosaischen Religionspolitik. Er nimmt den ägyptischen Gott Joa (J-h-a-h-o), den er in den Mysterien als die „einzige Ursache aller Dinge“ erkannt hat, nennt ihn Jehova (Jahwe) und stellt ihn den Juden hin als den „jüdischen Gott“, als den stärksten und mächtigsten unter allen andern Nationalgöttern! So liegt also die außerordentlich denkwürdige Tat Moses darin, daß er mit seinem ausgezeichnet politischen Scharfsinn erkannt hat, auf welchem einzig möglichen Weg er den jüdischen Staat schaffen und das jüdische Volk groß und glücklich machen kann.

Und nun soll aus dieser national-egoistischen Tat, die mit dem Begriff von Religion nichts gemein hat, das unsterbliche Verdienst gefolgert werden, daß es die mosaische Gesetzgebung war, die der übrigen Welt den monotheistischen Glauben geschenkt hat? Die Tat, die Moses erfunden und in seiner Weise glücklich vollführt hat, ist zweifellos heroisch zu nennen. Das jüdische Volk, als solches, hat gewiß alle Ursache, diesen bedeutenden Mann als Gesetzgeber und Nationalhelden zu verehren. Die objektive Weltgeschichte aber, deren Aufgabe es ist, große Begebenheiten lediglich unter dem Gesichtswinkel des absolut Guten und Verdienstlichen zu betrachten und in seiner Wirkung auf die gesamt menschliche Wohlfahrt zu beurteilen, — eine solche Weltgeschichte wird dem Gesetzgeber Moses die Palme nicht reichen können, die ihm die jugendliche Begeisterung Schillers darbringt. Der große reine Gedanke, der aus dem unbedingt guten Willen fließt, ist allein maßgebend im Reiche des Ethos. Diesen Willen und diesen Gedanken hatten die ersten Epopten im ägyptischen Heliopolis! Von dort ist er ausgegangen und hat naturnotwendig, wenn auch auf dem Umwege über die Juden, die Welt erobert, allwie die erhabene Lehre Christi später den Erdball erobert hat. Moses kann nur das zweifelhafte Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die befreiende Offenbarung, die ihm in Ägypten zuteil wurde, für seine besonderen Zwecke hergerichtet und so in den Schoß seiner Hebräer gelegt zu haben. Es ist also eine auf völlige Ausschließlichkeit berechnete Tat, der jede allgemeine Verdienstlichkeit abgesprochen werden muß, was übrigens im Alten Testament seine letzte Bestätigung findet. In der ganzen mosaischen Gesetzgebung, in allen Auserlichkeiten, die Moses den kirchlichen Zeremonien zugrunde gelegt hat, in allen Symbolen und Formen sehen wir den ägyptischen Ursprung. Und so fehlt der Tat Moses vor allem jeder schöpferischer Gedanke. Sie ist und bleibt nichts anderes, als die wunderbare Anpassung einer großen Offenbarung an beschränkte selbstsüchtige Zwecke, eine Kunstfertigkeit, die der jüdischen Rasse zu allen Zeiten in hohem Maße eigen war.

So betrachtet, werden wir den ägyptischen Geschichtsschreiber Manetho ohne weiteres verstehen, wenn er Moses einen ägyptischen Apostaten und einen aus Heliopolis entflohenen Priester nennt.

Daß der mosaischen Gesetzgebung jeder schöpferische Gedanke von Grund aus gefehlt hat, hat sich auch in der geschichtlichen Entwicklung erwiesen. Moses wollte vor allem den jüdischen Staat und hat ihn tatsächlich zielsicher vorbereitet — wo ist heute der jüdische Staat? Wo war er schon im ersten Jahrhundert nach Christus? — Und der jüdische Gott? . . . Mußte Er, der in Jahrtausenden seinen Bezirk nicht verlassen hat, nicht zusehen, wie die Griechen ihren Demiurgos schufen und der Nazarener jenen andern Gott auf den Himmelstron erhob, an den heute neunzehntel der ganzen Menschheit glaubt?!

Der große deutsche Dichter, begeistert von der Heldenhaftigkeit Moses, die ihm nicht abgesprochen werden soll, hat dem tieferen Wesen des mosaischen Sendungsgedankens nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Und so ist aus seiner Abhandlung ein poetischer Dithyrambus geworden, nicht aber, was sie notwendig hätte sein müssen: eine historisch-kritische Studie.

Berger-Strehliß.

Kurt Gerlach, der Dichter der Blondheit!

Es tut wohl, in unserer Zeit der Oberflächlichkeit, des Maschinenslärms, der Asphaltkultur einem Dichter zu begegnen, aus dessen Schöpfungen uns der Hauch der Heimat herrlich umweht, ein Hauch, der in sich trägt den Geruch gebrochener Scholle, den Jubelklang steigender Berchen und den Pulsschlag des ringenden, blonden Menschen.

Ein solcher Dichter ist Kurt Gerlach, geboren am 4. März 1889 zu Dresden, lebt er jetzt als Lehrer in Rähniß. Wir haben wenig Dichter, in deren Werken die ewig schaffende und träumende Volksseele in so eigenartiger Verschlingung der Motive gestaltet ist, so frisch, lebendig und farbenprächtig, daß ihre Dichtungen den „echten“ Volksbüchern durchaus gleichwertig sind.

Wir besitzen von Gerlach drei Werke aus dem Geiste der Volksbücher: den „Pumphut“ — Hütchengeschichtchen; „Die lustige Geschichte zwischen Rom und Sorge“, und „Die Wallfahrt nach Raben“ (3. St. vergriffen). Sämtliche Fabeln sind frei erfunden, und doch glaubt man echte alte Sagen gestaltet.

Ihrem Geiste verwandt ist der Roman „Das Leid in Deutschland“ (in 2. Auflage unter dem Titel „Von der schönen Jugend“), der das sinnende, ahnende Suchen und Streben junger deutscher Menschen zum Gegenstand hat, die — zunächst vergeblich — um befriedigende, harterbiente Erfassung ihrer Lebensziele ringen. Dieses Buch ist reich an Schönheiten der Sprache und Schilderung, an erhebenden Gedanken und eindringlichen Fragen, und es zu lesen bereitet Feiertagsgenuß.

Beschlossener in der Durchführung und die Fragestellung mehr in den Vordergrund rückend, wirkt „Germantil, Das rechte Leben“ sehr stark: das Bewußtwerden einer träumenden Jünglingsseele zur kernhaften, bewußt deutschen Tat. „Läßt sich etwas denken, das gut ist, so ist das eine Sünde, es nicht zu tun.“ „Sich zu freuen ist nicht nötig — zu tun und zu schaffen ist das rechte Leben.“ „Auf die Mütter kommt es an.“ „Gut ist, was der Gesundheit dient“ — diese Worte mögen den Geist der Dichtung umreißen.

Zum vollen Selbstbewußtsein wird der blonde Mensch durch den Krieg geweckt. Das Kriegserlebnis hat Kurt Gerlach in seinem — meiner Ansicht nach — reifsten Werke, dem „Buch der Blondheit“ mit visionärer Eindringkraft gestaltet. Was Rasse ist und Adel der Rasse, das erfährt man nicht nur aus wissenschaftlichen Abhandlungen — das erfährt man auch aus solchem Buche.

In derselben Reihe liegt, obwohl weniger Dichtung als „gedankenstarke Prophetie“, Gerlachs jüngstes Werk „Fernstenliebe. Bilder von der Erneuerung des Abendlandes“. Hier

ist in Vornahme der Verwirklichung eines kühnen Gedankens der Weg gezeigt, auf dem die blonde Rasse wieder zu einem Volk werden kann, auf dem die gesunden, starken und frohen Menschen, heute nahezu ausgestorben, sich wieder verjüngen und erneuern können.

Ein Gedichtband „Der Jüngling“ bringt anderes, bringt mehr als die üblichen Sammlungen lyrischer Dichter. Volkswissen können darin neben Hymnen auf den Adel, auf die Kraft und auf die Tat.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich eine geistgetreue Übersetzung „Das Ernggvasons“ des Grafen Gobineau und „Das neue Spiel von Dr. Faust“ (für ältere Kinder).

Sämtliche Bücher sind bei Erich Matthes, Leipzig, erschienen, mit Ausnahme der „Fernstenliebe“, die im Verlag Aufstieg, Leipzig, Blümlerstraße 28, verlegt wird. R. F. Bierguck.

Uraufführung von Johannes Schlags „Die Feindlichen“ am Meininger Landestheater

Am 26. Mai brachte Intendant Dr. Franz Ulbrich in Meiningen meinen Bierakter „Die Feindlichen“ zur Uraufführung. Er ist Ende der neunziger Jahre bei Bruns (Minden) erschienen, neuerdings habe ich ihn aber bedeutend umgearbeitet. In der neuen Fassung gelangte er jetzt zur Aufführung. Das Stück — übrigens das erste, mit welchem das naturalistische Drama damals in das, ich möchte sagen, expressionistische überging — hat das Dreiverhältnis zum Gegenstand. Es kümmert sich nicht um das „Milieu“, sondern einzig um die seelischen Vorgänge und Zustände seiner Personen. Vor allem um die der beiden Hauptpersonen, der Asta und des Heinrich. Asta ist die Gattin Ernsts, eines Ingenieurs, Großstadtmenschen, bei seinen sonstigen gutartigen Eigenschaften „kommunen“, zu der mechanistischen Weltanschauung stehenden „Mitteleuropäers“, wie er sich selbst gelegentlich nennt. Er ist ein tatkräftiger Praktiker, sonst aber zu egoistischer Bequemlichkeit neigender Mensch. Er hat von Asta kein Kind. Asta stammt vom Land, aus einer Rittergutsbesitzerfamilie, ist in guten, altschlössig soliden und frommen, patriarchalischen Verhältnissen aufgewachsen und hat eine entsprechende Erziehung genossen, ist eine tiefverankerte Natur, lebt nicht gerade in unglücklicher Ehe mit Ernst, doch hat dieser mit seinem Wesen und seinen Anschauungen sie, bis zu einer gewissen Hysterie, irritiert. Sie leben in Berlin. Das Stück spielt zu Weihnachten, gedacht sind die neunziger Jahre. Vier Wochen vor Weihnachten ist Heinrich nach Berlin gekommen und geht bei Ernst und Asta ein und aus. Auf der Stelle hat er zu Asta die tiefste Neigung gefaßt. Auch er stammt vom Land, ist Doktor, Privatgelehrter, hat sich aber durch die moderne Delirien durchgeschlagen und ist dahin gelangt, daß er als Vegetarier lebt und sich der Siedlungsbewegung angeschlossen hat. Von Berlin aus, wo er noch dies und jenes vorzubereiten hat, will er aufs Land, sich ankaufen und seinen Ideen leben. Auch auf Asta ist er nicht ohne tieferen Eindruck geblieben; es ist eine Art Wahlverwandtschaft im Goetheschen Sinne, welche die Beiden miteinander verbindet. Trotzdem sind sie sich zunächst die „Feindlichen“ in dem Sinne, daß Heinrich, durch seine innere Lage zwischen der Geliebten und seinem besten Jugendfreund, dessen Gattin sie doch ist, irritiert, Asta einen allzu verwunderlichen, wohl gar nicht recht männlichen Eindruck macht. Sie ist unruhig und zieht ihn, so oft er bei ihnen ist, in schonungsloser Weise auf. Der erste Aufzug gibt das Verhältnis der drei zueinander. Ernst sucht zu vermitteln. Es ist ein paar Tage vor Heiligabend. Heinrich ist gekommen, sich zu verabschieden, er will nachhause zu seinem Vater. Asta setzt ihm in einer Weise zu, daß er geht. Aber infolge starken Schneefalls ist der Bahnverkehr unterbrochen. Und so

ist Heinrich Heiligabend Nachmittag wieder da. Er trifft Asta allein, Ernst ist mit Asters Schwester Helene, die zu Besuch da ist, ausgegangen. Heinrich hat sich, in der festen Gewißheit, daß Asta ihn liebt, entschlossen, sein Verhältnis zu ihr ins Klare zu bringen. Er zeigt sich als ein ganz Anderer, setzt Asta damit in die größte Verwirrung, die sich im Laufe des Beisammenseins bis zu heftigem Kopfschmerz steigert. Heinrich fragt, ob er ihr den Kopfschmerz wegsuggerieren solle. Asta gibt schließlich nach. Er versetzt sie in hypnotischen Zustand, beseitigt den Kopfschmerz. Aber als er sie weckt, erschrickt sie aufs heftigste über seinen Blick. Das versetzt sich in ihr; sie glaubt, er habe, um sich ihrer Aufzuehereien wegen an ihr zu rächen, ihr etwas angetan. Heinrich beruhigt sie. Ernst und Helene kommen zurück. Man plaudert über Berlin. Heinrich tut eine seltsame, auf sein Verhältnis zu Asta bezügliche Äußerung, welche Asta wieder auf das tiefste trifft. Heinrich bleibt zur Bescherung und zeigt sich, ganz ungewohnt, von der lebenswürdig muntersten Seite. Ein Umstand, der Ernst sehr erfreut, da er Heinrich mit Helene zusammenbringen will, auf die Heinrich nicht ohne Eindruck geblieben ist. Der dritte Aufzug zeigt Asta in der größten seelischen Unruhe. Sie glaubt sich kaptiviert; umsomehr, als Heinrich ihr eine Mappe mit psychologisch-expressionistischen Radierungen geschenkt hat, aus denen sie wieder eine heimliche suggestiv Beeinflussung hervorwahrnehmen glaubt. In ihrer Angst offenbart sie sich Ernst, der aber, mehr unbehaglich als sonstwie berührt, ihre Unruhe zu zerstreuen sucht. Die Szene zeigt das, inzwischen innerlich auf seiten Asters, vollständig zerstörte Verhältnis der beiden Gatten zueinander; Asta verrät schließlich auf das deutlichste ihre Neigung zu Heinrich. In einem Gespräch, das die Charaktere der beiden Freunde und ihr augenblickliches Verhältnis zueinander entwickelt, erklärt Heinrich, um Asters Zustand zu beheben, er wolle nicht mehr zu ihnen kommen, außer wenn seine Gegenwart zu dem gleichen Zwecke etwa sich notwendig machen sollte. Der vierte Aufzug spielt zwischen Heinrich und Asta, die ihn brieflich herbestellt hat und in hysterischer Verzweiflung ihn auffordert, sie von ihrem Zustand zu befreien. Heinrich erklärt sich ihr, sie sinkt ihm an die Brust.

Der tiefere Sinn des Dramas ist der alte Sagensinn, der in der Waberlohe eingeschlossenen Brunhild, der Erweckung Dornröschens. Die Tiefe der Wahlverwandtschaft wird berührt, die tiefere moderne Auslese. Bei der von Dr. Ulbrich, einem unserer hervorragendsten heutigen Spielleiter, mit liebevoller Sorgfalt vorbereiteten Uraufführung zeigte sich Ursula Krieg als eine eindrucksvolle Asta, die aber wohl das im Grunde doch nebensächlichere Moment der Hysterie zu stark betonte. Dr. Ernst Stuhmann wurde der allerdings sehr schweren Rolle des Heinrich nicht ganz gerecht. Die übrige Besetzung, der Ernst Martin Homburgs, die Helene von Margarethe Thelemann, war ausgezeichnet. Das vollbesetzte Haus folgte mit Interesse und gab am Schluß lebhaften Beifall.

Johannes Schlag.

Neue Bücher

Karl Hans Strobl: Der dunkle Strom (L. Staackmann Verlag, Leipzig). In diesem Roman entrollt Strobl ein mit dichterischem Seherblick geschautes Kulturbild von großer Anschaulichkeit, das uns in seiner düsteren Tragik tief ergreift: einen Abschnitt aus dem Jahrhunderte alten Kampfe zwischen Deutschtum und Slaventum und damit zugleich auch zwischen Luthertum und Papsttum. Daß er sich dabei einseitig auf den Standpunkt des evangelischen Deutschen stellt, kann man ihm um so lieber verzeihen, als gerade in dem von ihm dargestellten Falle das volle Recht unzweifelhaft auf Seiten der von den Polen vergewaltigten deutscher Bürger von Thorn steht. Die Art und Weise, wie der Verfasser die Grundlagen und das Wesen der damaligen polnischen Kultur darzustellen versteht, zeugt von wahren künstlerischem Können. Was da-

rüber hinaus als eigentlicher Roman bleibt, verdient allerdings bei weitem weniger Anerkennung. Von den Charakter-schilderungen können nur die des Jesuiten-Superiors und des rührend getreuen polnischen Dieners des unglücklichen Bürgermeisters als gelungen bezeichnet werden. Alle anderen sind entweder karikaturenhaft übertrieben oder in ihrer gar zu schroffen inneren Zwiespältigkeit weniger glaubhaft. Als verfehlt muß auch die den Roman durchziehende Liebesgeschichte schon in sofern bezeichnet werden, als deren Heldin Anna Susanna bei aller ihrer edlen Zartheit sich — nicht etwa nur im Rausche der Leidenschaft, sondern auch mit kühler Überlegung — derartig über Sittsamkeit und Frauenehre hinwegsetzt, wie es bei gutgearteten jungen Mädchen aus der besten Gesellschaft ganz ausgeschlossen ist. H. v. S.

Nathanael Jünger: „Tubingia seis Banner!“ Tübinger Studentenroman aus Deutschlands großer Zeit. (Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Bismarck i. M.). Nathanael Jünger, eigentlich Pfarrer Lic. Rump, lenkte vor etwa zwei Jahren die Aufmerksamkeit der deutschpöhlischen Kreise auf sich, da er, der früher einen Toleranzroman „Der Pfarrer von Hohenheim“ (mit einem edlen Juden natürlich) geschrieben, nun einen antisemitischen Roman, „Volk in Gefahr“, herausgab, und zwar einen, den man das Erleben anmerkte. Auch das vorliegende Werk ist wohl eigenen Erlebnissen entwachsen, und jedenfalls ist das Tübinger „Milieu“, man könnte auch die Ortsstimmung sagen, vortrefflich herausgekommen. Im Mittelpunkt des Romans steht, wie es ja auch der Titel anzeigt, das Leben der nicht farbentragenden, aber fechtenden Verbindung Tubingia, und es werden aus ihm sehr viele lebendige Bilder geboten — ob das Verbindungswesen als Ganzes „korrekt“ dargestellt wird, kann ich nicht beurteilen, da ich es nie genauer kennen gelernt habe. Einzelne Studierende und ihre Lebensführung werden ziemlich deutlich, wenn auch die Charakteristik nicht sehr tiefgehend ist, und ebenso erhält man in die Lebensweise eines zerstreuten Professors mit drei hübschen Töchtern einen öfter wirklich erheiternden Einblick. Über das Niveau eines guten Unterhaltungsromans kommt Jünger im Ganzen freilich nicht hinaus, aber wir brauchen ja jetzt auch vor allem gesunde Unterhaltungsromane, und so ist das Werk zu empfehlen. Es endet mit Ausbruch des Weltkriegs. Natürlich widersteht es uns, die Zeit vor diesem als Deutschlands „große“ Zeit bezeichnet zu hören, da sie alles das, und nicht mehr bloß im Keime, barg, was später über uns hereingebrochen ist, aber man versteht es freilich, wenn aus dem heutigen Jammer heraus jene Zeit als Glückszeit empfunden wird. Wir wollen sie auch nicht vergessen, aber vor allen Dingen aus ihr wie der heutigen lernen. A. B.

Hans Freiherr von Hammerstein: Wald. Eine Erzählung (C. F. Amelangs Verlag, Leipzig). Bekanntlich hat Wilhelm von Polenz eine Erzählung „Wald“ geschrieben, die die Geschichte eines Ehebruchs ist, aber, weil sie diesen ausreichend „sittlich“ begründet, tief ergreift. Nicht wenig trägt zu dieser Wirkung auch die starke Waldstimmung bei. Diese ist in der vorliegenden Erzählung von Hans von Hammerstein noch weit mächtiger — ich glaube, daß wir seit Stifters Tagen kaum eine Waldesdarstellung von so feinem und doch mannigfaltigem, „differenziertem“ Reiz erhalten haben. Der Wald, der geschildert, mehr, der erlebt wird, ist der des österreichischen Waldviertels, der Heimat Robert Hamerlings, einer noch jetzt ziemlich abgelegenen Gegend, und die Menschen, die auftreten, passen zu ihm, vor allem der Held und Erzähler seiner Geschichte, ein junger Adelsiger, der weiter nichts möchte, als das väterliche Gut in der Heimat selbst bebauen, aber beinahe in die Gefahr gerät, es zu verlieren. Er erhält es sich dann dadurch, daß er seine Jugendfreundin heiratet, die Tochter eines nicht unbedenklichen Waldmüllers, die glücklicher Weise nichts von ihrem Vater hat. Die Geschichte der Jugendliebe ist mit der Waldstimmung unzertrennlich verbunden, und es ist mir lange nichts so Poetisches vorgekommen wie sie. Daß

sie dann auch nach Wien hinüberspielt, ergibt natürlich einen fesselnden Gegensatz zur Waldidylle. Es ist überhaupt auch manches Zeitcharakteristische in der Erzählung, moderne Stimmung, aber der Waldduft wiegt doch vor und drückt dem Ganzen zuletzt den Stempel auf. Ich habe mich sehr gefreut, daß in unserer Zeit, dank dem starken Talente Hans von Hammersteins, noch eine solche Waldgeschichte möglich war. A. B.

Karl Schönherr: Maitanz. Drei Szenen (L. Stadmann Verlag, Leipzig, 1922). Ein rührendes Spiel zwischen Leben und Tod, das hier der österreichische Dramatiker gegeben hat. Sterbende Jugend, die das Leben nicht lassen kann, weil sie noch nichts erlebt, erst nur etwas von ihm geahnt hat mit junger Seele und triebhaften Sinnen, die von den himmlischen Freuden der Jesus-Seligkeit noch nichts wissen will, da sie die irdische Lust noch nicht ausgelostet hat, ringt mit dem Tod um einen neuen Frühling, den jener ihr versagen will. „Maitanz ist heut“, „Maitanz ist heut“ klingt es an das Ohr der tollranken fiebernden Annerl, die sich nach Schatz und Tanz verzehrt. Da auf die Maitanzwiese, nicht auf die Himmelswiese will sie. Leben will sie, Leben! Aber da — auf der Wiese — tanzt das Tischler-Hansl ja mit einer Anderen, einem blutfrischen, gesunden Ding! Ja, das Rosale, die „Freundin“ Annerls, ist ein wahrer Erdenengel mit Rosenwangen; das lockt den Hansl. Das Annerl ist ja schon bald ein Himmelsengel. Für Irdische nicht mehr begehrlieh. Ist Hansls Untreu Schlechtigkeit? Doch nicht. Natur ist da, grausame, rücksichtslos fordernde Natur der Triebhaftigkeit, der Unbewußtheit. Aber Annerls eifersüchtiges Herz zerquält sich völlig beim Anblick des in den Frühling tanzenden gesunden Paares und hört zu schlagen auf. Burschen und Mädels, Männer und Frauen des tragischen Spiels sind, wie immer bei Schönherr, mit feiner Kunst, echt bis in die kleinsten Züge, gestaltet. Die Handlung, mit einem so kleinen Ausschnitt aus dem ewigen Thema „Eros“, ist sie nicht etwas dünn? Vielleicht für eine Tragödie. Hier handelt sich aber nur um „drei Szenen“ und diese wirken erschütternd, denn echtes Leben pulsiert in ihnen, und das ist das Wesentliche. Die fast lyrische Zartheit des Dialogs und dabei doch die Wucht der dramatischen Linie, die dramatische Knappheit traten selten in solcher Vereinigung in die Erscheinung, und sichern einer Darstellung auf ersten Bühnen durch erste Kräfte (die den Dialekt beherrschen) ohne Zweifel einen echten Erfolg. H. S. J.

Hermann Anders Krüger: Sohn und Vater. Eine Jugendrechnung (Georg Westermann, Braunschweig). Der Dichter Hermann Anders Krüger wird vor allem wegen seines herrnhutischen Bubenromans „Gottfried Kämpfer“ geschätzt, der Ende 1904 erschien. Er gehört zu den autobiographischen Romanen, die in jener Zeit in großer Zahl hervortraten und vielleicht die wertvollsten Gaben der neuesten deutschen erzählenden Literatur sind. Nun folgt auf den Roman aus dem eigenen Leben die wirkliche Lebensbeschreibung — Krüger hebt zwar in ihr hervor, daß sein Roman auch viel Erfindung enthalte und nicht ohne weiteres autobiographisch sei, aber es ist doch kein Zweifel, die Selbstbiographie beweist es, daß er seinen Gehalt dem eigenen Leben des Verfassers verdankt. War die Selbstbiographie also noch notwendig? Wir wollen die Beantwortung dieser Frage dem künftigen genauen Vergleich beider Werke überlassen und den Wert der Lebensbeschreibung an sich festzustellen versuchen. In doppelter Hinsicht kann ein solches Werk bedeutend sein, als Lebensdarstellung und als Persönlichkeitsoffenbarung. Natürlich wirkt die Persönlichkeit auch auf die Art der Lebensdarstellung ein, aber der Lebensreichtum und die Lebensmannigfaltigkeit sind von ihr nicht ohne weiteres abhängig, die ergibt das Schicksal, und so kann unter Umständen auch die Selbstbiographie eines unbedeutenden Menschen sehr fesselnd sein, wenn er nämlich viel erlebt hat und gut zu erzählen versteht. Krügers Leben war ziemlich abwechslungsreich: Als Sohn eines herrnhutischen Predigers in Dorpat geboren, verlebte er seine erste Kind-

heit in dem bedenklichsten Teile Altonas, kam dann zu einer Großmutter nach Meudietendorf in Thüringen und weiter nach Königsfeld in Baden und Gnadenfrei in Schlesien, wo er die Lateinschule besuchte. Darauf wurde er nach Niesky, dem Erziehungszentrum der Brüderkirche, gesandt und machte hier die Anstalt, eine Art Vorschule, und das Pädagogium durch, um darauf in Gnadenfrei Theologie zu studieren. Religiösen Zweifeln verfallen, ging er nach Vollendung seiner Studien dem Predigerberuf aus dem Wege und ward Lehrer zu Königsfeld, begann aber nun, von dem Dresdner Adolf Stern gefördert, zu Schriftstellern und trat aus dem Brüdergemeindedienste aus, um noch in Leipzig regelrecht zu studieren und sein Soldatenjahr abzudienen. Dann war er ein Jahr lang Lehrer an der deutschen Schule in Genua, darauf wieder zu Studienzwecken in Leipzig, wo er dem Kreise der Merian, Martens, Harlan, Carl Heine usw. angehörte und mit einem Drama zur Aufführung gelangte, und endlich in Dresden, wo er an einer „Einjährigen-Presse“ unterrichtete, Unterbibliothekar der Sekundogenitur-Bibliothek wurde und sich verheiratete. Natürlich ist die Darstellung Herrnhutischen Lebens, über das man ja sonst nicht allzu viel erfährt, das wichtigste in dem Buche, dann hat noch die des Leipziger Literaturtreibens (in de siècle (über das wir durch Kurt Martens' Selbstbiographie noch genauer unterrichtet sind) eine gewisse Bedeutung und endlich die des Dresdener Gesellschaftslebens. Besonders eigenartig ist Krügers Lebensauffassung nicht, er ist auch viel weniger Kämpfer und Herrennatur, als er sich einbildet, und wird geschoben, wo er zu schieben glaubt. Aber er strebt doch mit diesem Buche nach Wahrheit und Ehrlichkeit, wie er denn z. B. auf seine Eitelkeit wiederholt aufmerksam macht, und schauspielert wenigstens nicht bewusst. So ist immerhin ein anregendes Buch zustande gekommen, das zur Erkenntnis des Zeitalters Wilhelms II. allerlei Dienste leisten kann. Gegen diesen nimmt Krüger sehr scharf Stellung, lehrt überhaupt den Demokraten (er ist jetzt Mitglied der Demokratischen Partei des Thüringer Landtags), den Naumannianer, häufig heraus, was mir, aufrichtig gestanden, einiges Vergnügen bereitet, da ich diese Art Demokraten, die für Titel und Orden allerlei übrig hatten, immer sehr schätzte. — Zum Schluß noch eine kleine Berichtigung: Krüger bemerkt, daß Adolf Stern wenig Schüler gehabt und noch weniger Dank von ihnen geerntet habe — „zuletzt gehörte Adolf Bartels und Otto Erler sein Herz, doch das ihre gewann er auch nicht.“ Was mich anlangt, so habe ich ein ziemlich nahes menschliches Verhältnis zu Stern gehabt und ihm auch meinen Dank durch ein Buch über ihn abgestattet, mit dem er zwar nicht ganz zufrieden war und über das er gegen Krüger räsontiert haben mag, das aber doch seine dichterische und ästhetische Bedeutung zweifellos einwandfrei feststellt.

H. B.

Alexander Pache: Die deutsche Dichtung im 20. Jahrhundert (Jaegersche Verlagsbuchhandlung, Leipzig). Mit seinem Büchlein hat Pache einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen: dem Bedürfnis, sich rasch und sicher in dem Gestrüpp modernster Dichtung zu orientieren. Nicht nur der Literaturfreund, jeder Gebildete, der an dem Geistesleben seiner Zeit Anteil nimmt, bedarf eines solchen aus ästhetisch sicherem Urteil geschaffenen Führers. In sechs kurzen Abschnitten führt uns der Verfasser vom Naturalismus und seiner Überwindung über die Heimatkunst und die Wendung zur Geschichte zum Expressionismus und betrachtet im Schlußkapitel Weltkrieg, Zusammenbruch und Wiederaufbau. Bei dem an sich begrüßenswerten Verzeichnis der Dichter freilich hätten die Namen der allbekanntesten Klassiker sorgelassen werden sollen, zumal sich ihre Bedeutung nicht auf zwei bis drei gespalteten Zeilen ausdrücken läßt. Wertvoll ist schließlich die Zeittafel zur Entwicklung des Dramas seit 1900. Ein überreiches Material ist hier in kluger Sichtung auf engstem Raume dargeboten und klar und anschaulich gestaltet. Die Charakte-

ristik der einzelnen Strömungen erschöpft bei aller Knappheit im Ganzen ihr Wesen und zeichnet sich aus durch große Gewandtheit und belebte Farbigkeit der Darstellung; die Charakteristik der einzelnen Dichterpersönlichkeiten erweist des Verfassers geschultes Urteil und seine Begabung für das literarische Porträt. Besondere Freude erweckt das starke Deutschtum, das ohne Aufdringlichkeit überall aus dem Buche spricht und es wie ein flutender Strom durchzieht. Auch die Sachlichkeit, die Pache bei allem Temperament stets wahr, berührt äußerst wohltuend. So kann das frisch und fesselnd geschriebene Buch zu den besten Erscheinungen auf diesem Gebiete gestellt werden. Es sollte in keiner Bücherei fehlen, zumal der Preis bei der netten und appetitlichen Ausstattung gering ist.

Erich Busse.

Hermann Nagel: Friedrich Hebbels Ahnen. Neues über Hebbels Herkunft und die Boldmarkhypothese (Hebbel-Forschungen Nr. 12, B. Behrs Verlag, Friedrich Feddersen, Berlin). Es war sehr verdienstlich, einmal der Herkunft Hebbels genauer nachzugehen, zumal man den Dithmarscher Dichter zum im Ehebruch erzeugten Sprößling eines ziemlich verkommenen Predigers nichtdithmarschen Ursprung hatte machen wollen. Nagel hat die väterlichen Vorfahren des Dichters bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts festgestellt. Leider passiert ihm bei dem ältesten der angeführten, Hinrich Hebbel aus Hohenwörden, ein kleiner Irrtum, indem er das Dorf Hohenwörden mit dem Flecken Oldenwörden durcheinander wirft — da es in dem kleinen Dorfe damals schwerlich schon Handwerker gab, beweist die Herkunft aus ihm wahrscheinlich bäuerlichen, d. h. für Dithmarschen „herrenmäßigen“ Ursprung. Auch die mütterliche Familie Hebbels, Schubart mit Namen, wird bis über 1700 hinaus zurückverfolgt. Von beiden Familien erhalten wir Stammbäume. Für richtig und wichtig halte ich ferner die Feststellung der Entstehung und Bedeutung des Namens Hebbel: Hadubald, Hadbald, Habbald, Habbelt, Habbilo (Diminutivform), Hebbilo, Hebbel = streitkühn, ein Name, der nicht übel zu dem Dichter paßt. Was Nagel über Leben und Wesen der Vorfahren Hebbels, die Verhältnisse, in denen sie lebten, die Boldmark-Hypothese sagt, hat Hand und Fuß. Also trotz geringem Umfang eine wertvolle Arbeit! H. B.

Ernst Wilhelm: Weimar von der andern Seite. (Verlag nicht angegeben, aber wohl in allen Buchhandlungen Weimars erhältlich). Auf dem Umschlage des Heftchens sieht man das Goethe-Schillerdenkmal von der Rückseite. Es enthält nicht allzu boshafte Verse in Wilhelm Busch-Stil, die immerhin Zeit- und örtliche Bedeutung haben: Auch im klassischen Idyllen schaut heuer natürlich nicht alles zum Besten aus, aber man freut sich, wenn sich harmloser Humor damit abfindet. Manche Wendungen sind sehr gelungen, so z. B.

„Versagt der Polizisten Schläue,
So hilft des Polizeihunds Treue:
Man ist zum allgemeinen Frommen
Doch schließlich auf den Hund gekommen“

und:

Im Parke stehen Shakespeare, Liszt,
Der zeitweis ohne Finger ist“

(bekanntlich hat man der Lisztstatue schon zweimal einen Finger abgeschlagen). Freunden Weimars sei das Heftchen empfohlen.
B.

Aus Zeitschriften und Zeitungen

Das Romanische Seminar der Berliner Universität und die italienische Nation. Um die gleiche Zeit, da dem deutschen Volk durch die Verurteilung der treuen Volksgenossen in Werden die denkbar größtenteils Schmach angetan wurde, um die gleiche Stunde, da mit der Rolle Lord Curzons zusammen die ebenso unverschämte Note Italiens (vom 13. Mai) in Berlin eintraf, konnte die Berliner Links- und Mittelpresse mit Uefer Genugtuung von einer vom Romanischen Seminar der Universität in der Alten Aula veranstalteten Manzoni-Feier berichten, bei der nach einer Ansprache des Universitätsprofessors

Bechtler der Italienische Botschafter Graf de Bosdari die Festrede gehalten und ein italienischer Sänger die Feier musikalisch unterstützt hat. Wir fragen hiermit höflich an, ob das Romanische Seminar der deutschen Zentraluniversität Berlin ein romanisches oder deutsch-germanisches Gewissen, also ein Nationalgewissen hat. Als ob die Italiener, diese Edelsten der Edlen, an der Schmach von Versailles und von heute nicht die nämliche Schuld wie die anderen erhabenen „Kultur“-Nationen der Entente trügen, als ob die Note vom 13. Mai nicht mindestens ebenso hanebüchen gewesen wäre wie die der englischen Regierung, als ob wir Deutschen (trotzdem wir natürlich sehr genau wissen, was der Lombarde Manzoni, den Goethe hochschätzte, war) auch nur die geringste Veranlassung hätten, uns mit den in Vord einzufassenden Bundesgenossen von ehemals, die uns verrietten und neuchlings überfielen, an den grünen Tisch der „objektiven“ Wissenschaft zusammensetzen und offiziell ihre Nationalgüter zu preisen! Noch sind die Geisteswissenschaften durchaus national und lebensfähig aus sich, auch ohne geistigen Güteraustausch mit einer in jeder Beziehung verwerflichen Nation. Wo bleibt die völkische Aktivität des deutschen Hochschulrings? Wenn schon an eine nationale Solidarität der Professorenschaft nicht zu denken ist, an der der Studentenschaft sollten internationale, ohne Zweifel von Juden betriebene Veranstaltungen dieser Art auf jeden Fall scheitern. Wer hier von enger Anschauung spricht, ist kein Deutscher. Bei dieser Lage der Auffassung haben wir nämlich im nächsten Jahr im englischen Seminar Feiern mit dem englischen Botschafter und spätestens im übernächsten im Romanischen Seminar Feiern mit dem französischen zu erwarten — vorausgesetzt, daß der französische Botschafter — — eine deutsche Einladung annähme! — Fühlt Ihr es denn nicht?! S. S. 3.

Stimmung für Deutschland. Von der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft wird der Allgemeinen Thüringischen Landes-Zeitung „Deutschland“ der Brief eines nordamerikanischen Universitätsprofessors zur Verfügung gestellt. Ihm sind folgende Stellen entnommen: „Es herrscht hier in Amerika noch immer eine ausgesprochene Feindschaft gegen Deutschland und die Deutschen, und die Mehrheit meiner Landsleute hat nur Beifall für die französischen Greuel im Ruhrgebiet. Das kann aber nicht immer so sein. Die englische Presse scheint fast einstimmig für Deutschland und gegen Frankreich zu sein. Wir sind unwillig. Sobald wir einsehen, daß die Franzosen eine militärische Herrschaft über ganz Europa beabsichtigen, werden wir ebenso gestimmt sein wie die Engländer; dann werden Taten folgen. Es ist jetzt die dunkelste Stunde vor Tagesanbruch. Ich glaube fest an die baldige Wiedergeburt Deutschlands. Inzwischen ist es hochinteressant zu beobachten, daß die Teilnahme an Goethe noch größer ist als vor dem Kriege. Meine Studenten lesen den „Faust“ mit Begeisterung, arbeiten tüchtig selbst an den schwierigsten Stellen und Problemen des Gedichts und vertiefen sich gern in alle Herrlichkeit der deutschen Literatur. Leider sind es aber zu wenige, ein knappes Duzend jedes Jahr, welches die Sprache so weit beherrscht, um sich überhaupt mit Goethe zu beschäftigen. Aber ich halte es für eine echt patriotische Pflicht, selbst als Amerikaner, Verehrer des Goethischen Geistes hier zu rekrutieren. Die Lage ist lange noch nicht so schlimm wie vor einigen Jahren. Gerade hier in dieser sehr provinziellen kleinen Stadt sind wir schon so weit, einen Wiener Professor zu dulden; denn nächste Woche hält Dr. A. J. Preibram eine Reihe von Vorträgen über die Vorgeschichte des Westfeldzugs, und das spricht schon ganze Bände. Vor einigen Tagen wohnte ich einer überaus glänzenden Aufführung des „Tannhäuser“ in Boston bei; denn eine deutsche Operngesellschaft hält sich gerade in Boston auf, und die Berichte in der Presse fallen jedesmal sehr günstig aus. Solche Tatsachen tragen sehr viel dazu bei, den geltenden Haß allmählich verschwinden zu lassen, und gerade die äußerst würdevolle Haltung der Deutschen unter den größten Schwierigkeiten der jetzigen Zeit hat mehr als einmal Ausdrücke der Bewunderung hervorgerufen. „Mehr Licht!“ ist noch immer die rechte Losung, und mit Hilfe der Goethe-Gesellschaft hoffe ich mein Weniges beitragen zu können, um wirklich etwas mehr Licht über das wahre Deutschland hier zu verbreiten!“ (Alles sehr schön und gut, aber wir Deutschen sind zuletzt nicht von den wechselnden Stimmungen bei den andern Völkern abhängig. Was wir für die Kultur geleistet haben, wissen wir und sehen sehr gern von der Anerkennung der Fremden ab, die heute auf Northcliffe und morgen auf irgend einen „idealen“ Professor hören. Deutsch sein, den eigenen Weg gehen ist alles. A. B.)

Das Jubiläum der Loreley. Die gut völkische „Dresdner Wacht“ druckt in ihrer Nummer vom 2. Mai die folgende Notiz: „Unterhalb Oberwesels erhebt sich aus dem Rhein ein senkrechter, nackter Felsen, der den Namen „Lorelei“ führt und wegen seines merkwürdigen Echo bereits in alter Zeit bekannt war. Seine Wertwürdigkeit verdankt er den vielen Höhlen in seinem Innern, von denen keine ganz durchgeht und so jeden Schall vielfach bricht. An den Felsen knüpft sich die Sage von der schönen Wasserjungfer, die die Männer durch ihren Gesang ins Verderben lockte. Ihre Geschichte ist dichterisch vielfach behandelt worden, am glücklichsten vielleicht von Heinrich Heine in dem Liede: „Ich weiß nicht, was soll das bedeuten“. Es ist dies eins seiner berühmtesten Gedichte, die im Volke weiterleben. Dieses Gedicht erschien zum ersten Male in der Zeitschrift „Der Gesellschafter“ am 26. März 1823. Nicht wenig beigetragen zu der außerordentlichen Volkstümlichkeit des Liedes hat auch seine Vertonung durch Friedrich

Silcher, den trefflichen schwäbischen Komponisten und Förderer des Volksgesangs.“ — Man möchte manchmal aus der Haut fahren über die lieben deutschen Brüder. Natürlich stammt die Notiz aus irgend einem Judenblatte und ist weiter nichts als Heinerelke. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ wird heute kaum noch im Volke gesungen, in völkischen Kreisen aber sehr oft verulkt. Daß der jüdische Dichter fast alle charakteristischen Züge seines Liedes einem Gedichte des Grafen Loeben v. 1821 entnommen hat, sollte man eigentlich auch wissen. Wir drucken es einmal wieder ab:

Da wo der Mondscheln blühet Uns höchste Festgesellen, Das Jauberfräulein Rhet Und schauet auf den Rhein.	Sie singt dir Hold zum Ohre, Sie blüht dich süchtig an. Das ist die Jungfrau Lore, Sie hat dich angehan.	So blüht sie wohl nach allen Mit ihrer Augen Glanz, Lächelt her die Locken wallen Im wilden goldnen Tanz.
Es schauet herüber, hinüber, Es schauet hinab, hinauf. Die Schiffslein gleiten über — Schau, Schiffer, schau nicht auf.	Sie schaut wohl nach dem Als schaute sie nach dir, Rheine, Glaub nicht, daß sie dich meine, Sieh nicht, horch nicht nach ihr.	Doch wagt in ihrem Rilde Nur blauer Wellen Spiel, Denn schau die Wellen stide, Denn Turt bleibt falsch und fühl.

Neue Preise für Klassiker-Erstaussagen. In Frankfurt a. M. wurde, wie die jüdischen Zeitungen berichten, die Bibliothek des verstorbenen Berliner Regierungsrats Ernst Magaus durch die Firmen Josef Baer & Co. und J. Rauffmann versteigert. Dieser Verkauf war, wie sie sagen, nach mehr denn einer Auktion hin ein bibliophiles Ereignis ersten Ranges. Käufer waren fast nur Deutsche (sagen wir lieber: deutsche Staatsbürger). Der Gesamterlös betrug über 380 Millionen Mark. Im einzelnen wurden bezahlt: für Arnims „Tröstensamkeit“ 2 Millionen Mark, Brentanos gesammelte Schriften 1600000 Mark, Geyners „Contos moraux“ (1773—77) 1800000 Mark. Von den ersten Ausgaben Goethes sind folgende Preise bemerkenswert: die erste Gesamtausgabe (Ziel 1775) 2400000 Mark, die Himbursche Ausgabe (1779) 1800000 Mark, Göschens-Ausgabe (1787 bis 1790) 2 Millionen Mark, die Neuen Schriften bei Unger (1792 bis 1800) 5 Millionen Mark, große Weimarer Gesamtausgabe 6 1/2 Millionen Mark, die erste Ausgabe des Briefes des Pastors 4200000 Mark, die Farbenlehre 2 Millionen Mark, Faust (1808) 2100000 Mark, die Doves-Preß-Ausgabe des Faust 5200000 Mark, die Lithographien von Delacroix zu Faust 2 Millionen Mark, Götter, Helden und Wieland 2500000 Mark, Götz von Berlichingen 3 Millionen Mark, Hermann und Dorothea 2300000 Mark, Leiden des jungen Werther 3300000 Mark, Prometheus 1500000 Mark, Römischer Karneval 6400000 Mark, Grimms Deutsche Sagen (1816—1818) 1800000 Mark, Hölderlins „Hyperion“ 2 Millionen Mark, für den Jahrgang 1848 der „Zis“ mit Beiträgen von Grillparzer und Stifter wurden 3 Millionen Mark, für Kleists „Familie Schroffenstein“ 3100000 Mark, für den „Phäbus“ 1600000 Mark bezahlt. Die Gesamtausgabe Schillers (1812—1815) erreichte 1800000 Mark, Don Carlos (1802) 8100000 Mark, „Die Horen“ 1800000 Mark, „Die Räuber“ in der ersten Ausgabe 5500000 Mark, „Die Räuber“ in der zweiten Ausgabe 1700000 Mark, die „Thalia“ 2 Millionen Mark, „Fiesco“ 1800000 Mark, „Wilhelm Tell“ 2600000 Mark. Für die Volksmärchen von Tieck wurden 6300000 Mark bezahlt. (Sie haben's.)

Die deutsche Bühne der Gegenwart

Berliner Theaterbericht. Das Theater in der Kommandantenstraße brachte am 6. Juni „Lauroggen, das Drama Yorks und seiner Offiziere“ von Magimilian Böttcher, vor Jahren schon einmal in Berlin dargestellt, neu heraus. Als eigentlicher Veranstalter der Aufführung hat die „Deutsche Zeitung“ zu gelten. Man muß es lebhaft begrüßen, daß solch ein Werk gerade heute wiederbelebt wird, besonders wenn es neben bedeutenden nationalen auch namhafte künstlerische Werte besitzt. — Der Dichter hat im wesentlichen historisch getreu jenen gewaltigen Konflikt in York zwischen soldatischer und monarchischer Treupflicht und dem Recht eigenen Handels zum Wohle des Ganzen zu gestalten gesucht, durch dessen Lösung die Flamme der Volkserhebung gegen den Erbfeind entfacht wurde. Es ist ihm gelungen, uns in der Gestalt des Generals und seiner Offiziere ein Stück Preußengeist nahezubringen. Daß der Dichter in dieses waffenklirrende, schwere Geschehen eine doppelte Liebesgeschichte verwoben, erscheint überflüssig oder doch nur für allzu lyrisch angelegte Naturen recht genießbar. Die drei Frauengestalten sind auch kaum gelungen, viel zu schattenhaft, unbedeutend. Gegen Ende des zweiten Aktes, der York seinen jungen Offizieren gegenüber stellt und jugendliche Leidenschaftlichkeit gegen gezügelt, eiserne Männlichkeit branden läßt, erhebt sich die Handlung zu außerordentlicher dramatischer Wucht; was für die wenig beglückten Frauen-Episoden entschädigt. Alles in allem: ein Drama höchsten Ranges ist „Lauroggen“ nicht, aber ohne Zweifel ein gemächliches und gutes vaterländisches Bühnenstück, wie es die ernste Stunde verlangt. Die Aufführung tat starke Wirkung, man fühlte, wie alle Darsteller, innerlich beteiligt, ihr Bestes geben wollten. Ferdinand Gregori als York überragte alle mit seiner reifen, hohen Kunst, mit der er eine Gestalt aus einem Gusse schuf. Er und der Dichter durften am Schluß mehrfach für den spontanen Beifall danken, der für einen echten Erfolg Beweis war. Hl. G.

Neustädter Schauspielhaus in Dresden. In einer achtungswerten Aufführung bot das Neustädter Schauspielhaus Karl Schönherr's in ihrem Mittelakt technisch schwer zu bewältigende dramatische

Dichtung „Volk in Not“. Als Drama will der Dichter sein Werk nicht bewertet wissen. Kennt er es doch in klarer Selbsteinschätzung seines lyrischen Wesens ein „Deutsches Heldenlied“. Die Frage nach dem dramatischen Bau der Dichtung scheidet damit von selbst aus. Es ist ein Sturmlied auf die Freiheit von jeder Fremdherrschaft in seinem ersten, und im zweiten Teile ein Preislied auf die heldenhaften Frauen, die schwerstes Schicksal stumm leidend ertragen um des Vaterlandes willen. Nicht irgend einer der tapferen Vaterlandskämpfer, auch nicht Andreas Hofer, ist der Held des Dramas, das ganze Tiroler Volk, dargestellt in den Ansassen eines kleinen Dorfes, ist es, das lieber untergehen denn als Sklave leben will. Das erste Bild zeigt die verhaltene Leidenschaft des unterdrückten Volkes und das schließliche Emporkommen der Erhebung gegen den Landesfeind, das zweite die wildbewegte, opferreiche Schlacht am Iselberge, der dritte das schmerzreiche Weh der Mütter und Frauen, die vergebens auf die Helmlinde der Irligen hoffen. Hier besonders flutet ein starker Strom tiefen und doch gebändigten Gefühls. Wie prachtvoll ist dem Dichter die Gestalt der heldenhaften, von herber Größe erfüllten Rotadlwirtin gelungen, die Mann und drei Söhne, bis zum fünfzehnjährigen, hat hergeben müssen, aber doch mit dem Aufgebot aller Willenskraft durchhält: „I wer's schon tragen.“ Eine Fülle ergreifender Einzelheiten bringt dieser Schlusssatz, der von tiefster feilscher Einfühlung in zu Tode verwundete Frauenherzen zeugt, eine dichterische Kraft des Schauens, eine fast plastische Kunst in der Darstellung der wortlosen, aber gefühlstarken Menschen der Tiroler Berge. Es ist gewißlich kein Drama im strengen Sinne, das uns der um dramatische Wirkungen sonst nicht verlegene Tiroler Dichter geschenkt hat, aber eine Herz und Gemüt zutiefst aufrüttelnde Dichtung, die uns umso mehr fortzieht, als sie unser eigenes völkisches Leid erschütternd wieder spiegelt. b.

Breslauer Lovetheater. „Thomas Münzer“ von Paul Gurl. Paul Gurl, von Julius Bab mit dem Kleistpreis des Jahres 1922 ausgezeichnet, hat erst jetzt den Weg zur Bühne gefunden; freilich, ob uns damals viel fehlte, als sein Name noch nicht der eines preisgekrönten Literaten, sondern lediglich der eines Berliner Magistratssekretärs war, mag dahingestellt bleiben. Gurl schildert seinen Thomas Münzer mit den Mißwangen eines kommunistischen Heilands, der er historisch keinesfalls war. Nesselwälder läßt er auf seinen Wegen wuchern und fesselnd seine Knie umschlingen. Mit lächelndem Auge muß Münzer auf die Verderbnisse schauen, die sich um ihn breit gemacht. Er, Thomas, der seiner Idee willen sein Weib von sich jagte, muß Mord, Raub und Hurerei aus seinen Laten spritzen sehen. So zerbricht Münzer, der sich das „Schwert Oldeons“ nannte, in der Hand der Masse wie ein Halbschwert in den Händen eines übermütigen Knaben. Leise dämmert ihm da die Gewißheit: Aufstand muß auch Erhebung sein! Auf den naheliegenden Gedanken, daß eine Erhebung auch ohne Aufstand zu bewirken, ja überhaupt nur ohne Verbindung mit diesem möglich sei, scheint Gurls Münzer nicht zu kommen. Das „Heraus mit Eurem Fiederwisch!“ scheint ihm auch Wegbereiter geistiger Evolutionen zu sein. — Des Wertes handelnde Personen sind auf Antriebe und nicht plastisch gestaltet. Höchstens in Flachrelief tritt hin und wieder eine hervor. Der Bauernkrieg sowie der geistige Gehalt jener Zeit scheinen durch etliche Zerrspiegel gemorfen und produziert in Formen, daß man versucht ist anzunehmen, Gurl habe bei der Niederschrift seines „Münzer“ über sein Manuskript hinweg nicht in die Quellchriften jener Epoche, sondern in die politische Presse dieser nachrevolutionären Zeit geschickt. Nur ab und zu bleiben im Ohr ein paar Sätze, deren Fassung irgendeine stilistische Abseitigkeit belegte. Ansonsten . . . ?! Gurl teilte sein Werk in eine Menge von Szenen und Bildern, deren Zahl keine innere Notwendigkeit bedingt. Er hätte, ohne daß sein Drama dadurch deutlicher, respektive unverständlicher geworden wäre, ruhig noch einmal so viele Szenen schreiben oder die Hälfte der geschriebenen wieder streichen können. Vielleicht auch alle, um ein paar wertvollere Stellen lyrisch zu verwerten.

Franz Trankl.

Kürzere Mitteilungen

Theodor Fritsch-Preis für völkische Literatur. Zur Förderung des völkischen Schrifttums wird hiermit ein Preis für wissenschaftliche Abhandlungen ausgeschrieben, der jährlich zweimal zur Auszahlung gelangt. Seine Höhe beträgt Mk. 30, vervielfacht mit der am Tage der Auszahlung gültigen Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler (z. B. 3000). Gegenstand der Abhandlungen sollen sein: Fragen auf den Gebieten völkischer Erneuerung, völkischer Kunst- und Geisteslebens, der Politik, Volkswirtschaft, Rassenfragen. Der Umfang der Abhandlungen soll im allgemeinen 6 Druckbogen (zu 16 Seiten Oktav) nicht überschreiten. Der Stil soll bei sachlichem In-

halt leichtverständlich, vollstündlich sein, um eine Verbreitung des völkischen Gedankens in allen Volkskreisen zu ermöglichen. Die Verfasser müssen germanischer Abstammung und nicht jüdisch verblutet sein. Die Handschriften sind in Maschinenschrift und doppelter Ausfertigung jeweils bis zum 31. Mai und 30. November an Professor Adolf Bartels in Weimar einzureichen. Sie dürfen keinen Verfassernamen tragen, sondern nur ein Stichwort, in einem beigefügten Umschlage mit dem gleichen Stichwort, als Aufschrift ist Name und Anschrift des Verfassers anzugeben. Das Preisgericht, bestehend aus den Herren Theodor Fritsch, Professor Adolf Bartels, Frau Maria Groener und einem jeweils zu wählenden Fachmanne, hat binnen drei Monaten die Entscheidung zu treffen. Die preisgekrönte Schrift gelangt durch den Hammer-Verlag, Leipzig, zur Veröffentlichung; dieser hat dem Verfasser außer dem Stiftungspreis 15% des Verkaufspreises der Schrift zu entrichten. Aus der Zahl der übrigen Handschriften kann das Preisgericht dem Hammer-Verlag oder anderen der Vereinigung völkischer Verleger angeschlossenen Verlagen Schriften zur Veröffentlichung empfehlen. Über die Bedingungen dieser Veröffentlichung verhandeln Verfasser und Verleger unmittelbar. Die ersten beiden Schriften sollen folgende Fragen behandeln: „Wie erziehen wir das deutsche Volk zum politischen Denken?“ „Wie gelangen wir zu einer bewußten Rassenpflege?“ Die Bewerbungsschriften sind bis zum 30. November 1923 einzusenden. Die ersten Preise sollen aus der Fritsch-Spende gezahlt werden. Weitere Spenden für diesen Zweck sind erwünscht. Sie werden erbeten auf Postcheckkonto 13777 Leipzig, der Bank für Landwirtschaft mit dem Vermerk: „Für Theodor Fritsch-Preis“.

Leipzig, am 1. Mai 1923

Hammer-Verlag.

Der **Bartelsbund**, Gau Groß-Berlin, hielt am 14. Mai dieses Jahres im Gasthaus „Kaisereiche“ zu Friedenau seine erste Mitgliederversammlung ab. Nach einem Berichte des Gauleiters über die Aufgaben und Ziele des Bundes, der unter Ausschluß jeder Politik lediglich Kulturarbeit auf dem Boden des deutschen Volkstums leisten will, wurden die Satzungen beraten und in der Fassung des vorgelegten Entwurfes angenommen. Zu Leitern der einzelnen Arbeitsämter wurden gewählt: Schriftsteller Friedrich Quehl (Schrifttum), Schriftleiter Dr. Hans Diebow (Presse), Buchhändler Kurt-Fritz Schwarz (Buchhandel), Schriftsteller Heinrich Gutberlet (Theater). Spätere, noch zu besetzende Arbeitsämter sind für den Film und die Familiengeschichte in Aussicht genommen. Die Leiter der einzelnen Arbeitsämter bilden unter dem Vorsitz von Friedrich Quehl, der zugleich dem Bundesvorstande angehört, den Vorstand des Gauverbands. Bundesblatt ist das von Professor Adolf Bartels herausgegebene „Deutsches Schrifttum“.

Zum **Kurator der Kleist-Stiftung** ist für dieses Jahr Dr. Alfred Döblin ernannt worden. Wer diesen jüdischen Herrn in Urheberverbänden „gewerkschaftlich“ hat reden hören, der weiß, wofür er ein Kind der neuen Betreuer der nach dem echten Preußen Kleist genannten Stiftung ist. Daß von dieser Geschmacklosigkeit (um den mildesten Ausdruck zu wählen) von den Deutschen, denen Kleist seine teutonischen Oden sang, allgemein so widerspruchslos Kenntnis genommen wird, ist nur eine Variante mehr auf das alte jämmerliche Lied vom deutschen Michel, dem 1911 im Kunstwart Moritz Goldstein verkündete, daß die Juden jetzt den geistigen Besitz unseres Volkes verwalteten. Aber das völkische Schrifttum hätte eben immer wieder, von mehr als einer Seite, gegen den Namensmißbrauch (denn da steckt das Übel) protestieren müssen. Sch.

Der **Nikola-Verlag, Wien**, zeigt im Buchhändler-Börsenblatt vom 5. Mai das eben erschienene Werk von Friedrich Mucke: „Der Geist der jüdischen Kultur und das Abendland“ folgendermaßen an: Der Heidelberger Gelehrte gibt mit diesem fundamentalen Werk die erste strengwissenschaftliche und dabei doch für alle gebildeten Kreise verständliche Darstellung von dem Geiste der jüdischen Kultur und von seinem Einfluß auf das Wesen und die Entwicklung des Abendlandes. Die Stimme dieses Autors, der als Nichtjude die Materie mit einer über alle Bedenken erhabenen Objektivität behandelt, erhebt sich ebenbürtig, wenn auch nicht in Übereinstimmung mit Spenglers „Untergang des Abendlandes“ und wird in allen Lagern gehört werden müssen. In Friedrich Muckes Werk offenbaren sich die ersten Atemzüge eines neuen Kulturgeistes, der in einer neuen, aus voller Seele stammenden Lebensstimmung und Lebensbejahung, einer gefühlsbelebten Sprache, einem anschaulichen Denken sich kundtut. Es ist ein Werk, das bald im Mittelpunkt lebhaftester Erörterungen stehen und ein lautes Für und Wider wecken wird. Unbestritten wird aber bleiben, daß hier die Arbeit eines ersten Forschers vorliegt, der über dem gewaltigen Stoffe steht und ihn souverän beherrscht, daß es sich um ein Werk von tiefem geistigen Gehalt, von umfassender Problemstellung, von hohem Niveau in Auffassung und Darstellung handelt.“ (Hoffentlich kann man bei Gelegenheit dieses Wertes das wichtige Problem kräftig packen).

Diese Zeitschrift erscheint einmal monatlich. Der vierteljährliche Bezugspreis (Juli—September) beträgt Mark 3000.—. Bestellungen nehmen alle Postämter, Buchhandlungen und der Verlag selbst entgegen. Anlieferung für den Buchhandel Theodor Thomas, Kommissionsgeschäft, Leipzig, Talstr. 13. — Anzeigen: die einspaltige Kleinzeile oder ihr Raum Mark 1000.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Severus Ziegler, Weimar, Luisenstr. 10. — Verlag Deutsches Schrifttum, Dr. H. S. Ziegler, Weimar, Luisenstraße 10. — Anlieferung für den Buchhandel: Theodor Thomas, Kommissionsgeschäft, Leipzig, Talstraße 13. — Druck von Fr. Kollisch Nachf. Joh. Kelpert, Weimar.